

57ff.). Eine solche Perspektive läuft Gefahr, sich in einer gewissen Selbstbezogenheit zu verlieren, einzelne Gemeinden, Städte oder Dörfer zu lokalen Fluchtsinseln zu verengen und die oben beschriebenen globalen Interdependenzen der eigenen Lebensweise zu vernachlässigen. In einer vernetzten globalisierten Welt ist es jedoch weder möglich, noch erstrebenswert, sich von der Außenwelt abzukoppeln. Vielmehr muss die Vernetzung und Verankerung der Städte in regionale, nationale und globale Umwelten reflektiert werden, da dieser »Konnex« (Löw 2010: 96ff.) für die Entwicklung der Städte und Gesellschaften von zentraler Bedeutung ist. Für die Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung ist es somit erforderlich, sowohl städtische Lebenswelten als auch andere lokale Arrangements so auszurichten, dass sie die Realisierung einer nachhaltigen Lebensführung und der damit verbundenen Praktiken ermöglichen. Die Fragen, welche Rolle dabei gemeinschaftliche Wohnprojekte spielen können und welche Formen der Lebensführung in ihnen realisiert werden, stehen in Zentrum dieser Untersuchung. Das folgende Kapitel fasst den bislang bestehenden Forschungsstand zu nachhaltigen Alltagspraktiken zusammen und stellt auf diese Weise eine Verbindung zwischen den diskutierten normativ-theoretischen Überlegungen und der Ebene der Lebensführung her.

7. Nachhaltigkeit im Alltag: Vom Umwelthandeln zur nachhaltigen Lebensführung

Die komplexen Diskurse zu Nachhaltigkeit schlagen sich auch in den bisherigen Analysen zu Nachhaltigkeit im Alltag nieder. Es existiert eine ganze Reihe von Arbeiten zu nachhaltigen Lebensstilen, nachhaltiger Lebensweise, nachhaltigen Praktiken und insbesondere zu nachhaltigem, bzw. umweltverträglichem Handeln und Verhalten. Eine Vielzahl der in diesem Rahmen thematisierten Fragen und Phänomene ist auch für eine differenzierte Konzeption einer nachhaltigen Lebensführung von Bedeutung. Doch inwieweit ist eine Übertragung dieser Forschungsergebnisse auf Fragen der Lebensführung möglich? Was kann hier gelernt werden? Welche Probleme haben die verschiedenen Konzepte und Operationalisierungen nachhaltiger Praxis und wie gehen sie damit um? Diese und weitere Fragen stehen in der Folge im Fokus.

7.1 Entwicklung und Grenzen der Umweltbewusstseins- und Umweltverhaltensforschung

Wie bereits in der Annäherung an die Problemstellung der Untersuchung angedeutet (vgl. Kapitel 1), ist die Beschäftigung mit umweltverträglichen und nachhaltigen Verhaltensweisen keineswegs neu. Bereits in den 1980er und vor allem in den 1990er Jahren wurden umfangreiche, überwiegend umweltsociolo-

gische und umweltsychologische Forschungen zum umweltbewussten Verhalten durchgeführt (vgl. z.B. Ester/Van der Meer 1982, Hines et al. 1987, de Haan/Kuckartz 1996, Diekmann/Jäger 1996). Der Fokus der zumeist quantitativen Studien lag dabei auf dem Verhältnis von Umweltbewusstsein, also dem Wissen über Umweltproblemen sowie umweltbewussten Werthaltungen, und dem beobachteten oder berichteten Umweltverhalten.¹³ Ausgangspunkt der meisten Untersuchungen war die Idee, dass Menschen ihr Verhalten ändern würden, wenn man sie über Umweltprobleme aufklären und sie die negativen Konsequenzen und Gefahren der Umweltkrise realisieren würden. Diese Idee basierte oftmals auf sozial-psychologischen und handlungstheoretischen Modellen, wie beispielsweise der sogenannten Theory of Planned Behaviour (vgl. Fishbein/Ajzen 1975: 13ff., Ajzen 1991: 181ff.), die Verhaltensweisen ausgehend von individuellen Wissensbeständen, Normen, Einstellungen und Intentionen erklären. So postulierte etwa Hans-Joachim Fietkau 1984: »Ökologisches Denken ist wesentliche Voraussetzung ökologischen Handelns. Der Wandel von Denkstrukturen und Werthaltungen fordert und ermöglicht gesellschaftliche Innovation.« (Fietkau 1984: 7) Ähnlich argumentierten Gerhard de Haan und Udo Kuckartz Mitte der 1990er Jahre:

»Umweltwissen, also das Wissen über den schlechten Zustand der Umwelt und Umweltprobleme, Ökosysteme, Tiere und Pflanzen sowie Umwelterfahrungen, d.h. die Erfahrung intakter, schöner Natur bewirken positive Umwelteinstellungen und Betroffenheit, d.h. die Umweltprobleme werden kritisch gesehen und die individuellen Orientierungen richten sich auf verbesserten Umweltschutz, diese steuern das Umweltverhalten.« (de Haan/Kuckartz 1996: 13)

Die Ergebnisse der mannigfaltigen empirischen Forschungen in diesem Bereich entsprachen diesen Vorannahmen jedoch nicht oder nur sehr begrenzt (vgl. Thome 1996: 7, Chrebah 2009: 34, Neugebauer 2004: 24). Demzufolge argumentieren Peter Preisendörfer und Axel Franzen, dass es ein Irrtum sei,

»dass ein ausgeprägtes ökologisches Bewusstsein mehr oder weniger automatisch ein entsprechendes Verhalten nach sich zieht. [...] Wenn es eine Quintessenz der bisherigen Debatte zum Zusammenhang von Umweltbewusstsein und Umweltverhalten gibt, dann die, daß umweltorientierte Einstellungen und Werthaltungen nur einen begrenzten Einfluss auf das tatsächliche Umweltverhalten haben.« (Preisendörfer/Franzen 1996: 232)

Helmut Lange (2011: 38) spricht in diesem Zusammenhang von einer »notorischen Differenz zwischen erklärtem Umweltbewusstsein und tatsächlichem Verhalten«. Und de Haan und Kuckartz (1996: 104) resümieren, fast schon resignierend: »Nichts

13 Für einen Überblick zu diesem Thema vgl. Wendt/Görgen 2017: 65ff.

hängt zusammen.« Wenngleich auch diese absolute Interpretation, die unter anderem auf die ursprüngliche Annahme eines einfachen Kausalzusammenhangs zurückzuführen ist, etwas zu relativieren ist, da durchaus Wechselwirkungen zwischen Umweltbewusstsein und Umweltverhalten festgestellt werden können (vgl. Hoffmeister et al. 2014: 178f., Wendt/Görgen 2017: 69), führten die Ergebnisse zu einer intensiven Suche nach den Gründen für die Kluft zwischen Umweltbewusstsein und Umwelthandeln. Der Fokus lag hierbei auf dem Individuum, bzw. der individuellen Entscheidung. Prominente Erklärungsansätze waren beispielsweise individuelle Wertkonflikte und festgefahrene Routinen, Rational-Choice-Konzepte, die Low-Cost-Hypothese (vgl. Diekmann/Preisendörfer 1998), die davon ausgeht, dass das Umweltbewusstsein von Menschen vor allem mithilfe von Handlungen befriedigt wird, die geringe Kosten verursachen, das Konzept der Allmende-Klemme (vgl. Huber 2011b: 188f.), das eine intakte Umwelt als Kollektivgut konzipiert, von der niemand ausgeschlossen werden kann, was Trittbrettfahren begünstigt, sowie das Problem der sozialen Distanz zwischen Verursachenden und Betroffenen der Umweltprobleme (vgl. zusammenfassend Neugebauer 2004: 24ff., Wendt/Görgen 2017: 84ff.). Neben den vielfältigen Erklärungsansätzen finden sich in der Literatur darüber hinaus auch Argumente, die die Idee der Kluft grundsätzlich infrage stellen, etwa hinsichtlich der fehlenden Wahrnehmung im Alltagshandeln, der Eingeschränktheit der Handlungsspielräume im Alltag, umweltschädlichen aber rationalen Handelns aufgrund von fehlender Anreizstrukturen oder auch die Betonung methodischer und Forschungspragmatischer Probleme (vgl. Neugebauer 2004: 30ff.).

All diese vielfältigen Erklärungsansätze konnten das Grundproblem der Diskrepanz zwischen Umweltbewusstsein und Umweltverhalten jedoch nicht auf eine befriedigende Weise lösen, sodass die Forschungen diesbezüglich zu Beginn der 2000er Jahre weitgehend eingestellt wurden. Dies hängt scheinbar unter anderem damit zusammen, dass die theoretischen Konzepte nicht in der Lage waren, die grundsätzlichen Schwierigkeiten und Engführungen einer individualistischen Perspektive zu überwinden. Trotz dieser eher ernüchternden Bilanz der umweltpsychologischen und umweltsoziologischen Forschung zum Umweltverhalten, führte die intensive Auseinandersetzung mit dem Thema jedoch auch zu einigen sehr interessanten Einsichten. In der Folge werden vier Aspekte in den Blick genommen, die auch für die Konzeptualisierung und Erhebung nachhaltigen Lebensführung von Bedeutung sind: erstens das Verhältnis unterschiedlicher Bereiche des Umweltverhaltens zueinander, zweitens die Rolle der Intentionalität, drittens die Möglichkeiten der Operationalisierung und Messung sowie viertens die alleinige Fokussierung auf die ökologische Dimension der Nachhaltigkeit.

Allgemein wird Umwelthandeln als passives oder aktives Verhalten definiert, dass auf die physikalische Umwelt bezogen ist (vgl. Ester/Van den Meer 1982: 58). Infolge neuerer (umwelt-)soziologischer Theoriediskurse ließe sich aus praxistheo-

retischer, bzw. körpersoziologischer Perspektive hinzufügen, dass in einer solchen Definition jegliches menschliche Handeln eingeschlossen ist, da jegliches Verhalten und jegliche Praxis über eine materielle, physikalische Dimension verfügt und somit stets von hybriden sozialökologischen Verhaltensweisen auszugehen ist (vgl. Baerlocher 2013: 197, Hillebrand 2016: 71ff., Peukert 2011: 155, Wendt/Görgen 2017: 48). Umweltverhalten umfasst somit eine Vielzahl unterschiedlicher Verhaltensweisen in unterschiedlichen Lebensbereichen (vgl. auch Diekmann/Preisendörfer 2001: 105). Dabei zeigen empirische Studien, dass

»Umweltverhalten in verschiedenen Lebensbereichen [...] kein einheitliches und in sich konsistentes Verhaltensmuster [darstellt], es ist vielmehr mehrschichtig und heterogen. Dies bedeutet zum einen, dass die Verhaltensaspekte in den Bereichen und über die Bereiche hinweg oft nur mäßig miteinander korrelieren, und es bedeutet zum anderen, dass die Bestimmungsfaktoren der Verhaltensaspekte unterschiedlich sind.« (Diekmann/Preisendörfer 2001: 109)

Auf dieses Phänomen verweist auch die sozialwissenschaftlichen Lebensstilforschung (vgl. Bogun 1997: 225ff.). Auf Grundlage sozialwissenschaftlicher Milieuanalysen wurde schon früh herausgearbeitet, dass keine konsistenten nachhaltigen Lebensstile existieren, sondern unterschiedliche Lebensstile vielmehr nachhaltige und nicht-nachhaltige Verhaltensweisen kombinieren (vgl. auch Littig 2017: 14, Spaargaren 2003: 689). Roland Bogun (vgl. 1997: 226) argumentiert gar, dass sich ökologische Orientierungen und Verhaltensweisen nur bedingt als zentrale Unterscheidungsmerkmale für die Differenzierung verschiedener Lebensstile eignen würden. Aus diesen Ergebnissen folgt, dass es hinsichtlich der Frage nach einer nachhaltigen Lebensführung nicht ausreicht, einzelne Verhaltensbereiche und Praktiken zu untersuchen. Vielmehr ist es notwendig die gesamte Bandbreite der Praktiken, die eine Lebensführung bilden, zu berücksichtigen.

Ein zweiter Aspekt, der in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Umweltverhalten eine wichtige Rolle spielt, ist die Frage der Intentionalität. Das Problem der Intentionalität schlägt sich bereits in den zur Anwendung kommenden Begriffen nieder. So werden die Begriffe umweltbewusstes, umweltverträgliches und umweltgerechtes Handeln, bzw. Verhalten oftmals synonym verwendet (vgl. Wendt/Görgen 2014: 48f.). Eine umweltbewusste Handlung ist jedoch nicht notwendigerweise umweltverträglich, etwa, wenn Informationsdefizite vorliegen und auf ihrer Grundlage eine bewusst gewählte, vermeintlich umweltverträgliche Handlung negative Externalitäten zeitigt – zum Beispiel, wenn Tomaten aus der Region in der Überzeugung gekauft werden, dass diese die umweltverträgliche Alternative bilden, diese jedoch in einem beheizten Gewächshaus produziert wurden (vgl. UD 2015). Zugleich ist eine umweltverträgliche Verhaltensweise nicht unbedingt Resultat einer bewussten Entscheidung, sondern kann auch ein Nebeneffekt sein. Etwa, wenn Menschen mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren, weil sie

gerne Sport treiben oder es die bequemste Alternative ist und Umweltaspekte keine Rolle spielen (vgl. Wendt/Görgen 2017: 49ff.). Die Frage der Intentionalität war für die bisherigen Forschungen zum Umweltverhalten, bzw. Umwelthandeln von besonderer Relevanz, da diese, wie dargestellt, überwiegend auf einer individualistischen Perspektive basieren. Im Rahmen dieser spielt die Frage, ob ein Verhalten mit Absicht herbeigeführt wird oder eine Nebenfolge anderer Handlungen ist, eine wichtige Rolle. Dieser Aspekt verweist auch auf grundlegende Probleme bei der Konzeption der Forschungen zu Umweltbewusstsein und Umwelthandeln. Die Operationalisierung des Umweltverhaltens erfolgt in den Forschungen überwiegend hinsichtlich regelmäßiger Verhaltensweisen und Routinen, denen eine Umweltrelevanz zugeschrieben wird. Die zugrundeliegende theoretische Perspektive hingegen fokussiert auf rationale Entscheidungen in einzelne Verhaltenssituationen aufgrund von Umweltbewusstsein, was zu Diskrepanzen zwischen theoretischer Konzeption und empirischer Analyse führt.

Drittens wurden den empirischen Studien hinsichtlich der Messung des Umweltverhaltens mitunter eine »relativ »naive« Vorgehensweise« (Diekmann/Preisendörfer 2001: 106) attestiert. Dabei lassen sich grob zwei Formen der Operationalisierung unterscheiden: eine »konventionelle« (vgl. Preisendörfer 1999: 57) und eine »ökologistische« (vgl. Diekmann/Preisendörfer 2001: 106f.). Bei der konventionellen Messung werden üblicherweise die Häufigkeit von vermeintlich umweltverträglichen Verhaltensweisen in verschiedenen Bereichen mithilfe von Likertskaalen (»häufig« bis »nie«) abgefragt. Dabei haben sich Diekmann und Preisendörfer zufolge die Bereiche Auto und Verkehr, Einkaufen und Konsum, Energiesparen sowie Müll und Recycling als eine Art Minimalstandard durchgesetzt (vgl. Diekmann/Preisendörfer 2001: 102; 106). Neben der bereits erwähnten Inkonsistenz von Operationalisierung und theoretischem Konzept, zeigt sich das Problem, dass überwiegend solche Verhaltensweisen berücksichtigt werden, die auf der politischen Agenda stehen und als typisch umweltbewusst gewertet werden. Die Tatsache, dass jegliche menschliche Praktiken mit Umweltverbrauchen in Beziehung stehen (vgl. Warde 2005: 137) und mitunter eine deutlich größere ökologische Auswirkung entfalten (als beispielsweise das Energiesparen) und dass die ökologischen Auswirkungen der einzelnen Verhaltensweisen immer auch von den spezifischen sozio-materiellen Arrangements und abhängt (vgl. Evans et al. 2012: 122f.), wird hier nicht reflektiert. Dies führt dazu, dass diese Form der konventionellen Messung immer wieder kritisiert wurde. Heiko Grunenberg und Udo Kuckartz (2003: 140) etwa verzichten auf die Erhebung dieses »verbalisierten Umweltverhaltens« mit dem Argument, dass

»die Messung des persönlichen Umweltverhaltens auf Basis selbst berichteten Verhaltens sehr problembehaftet [ist]. Dabei besteht das Problem weniger darin, dass die Befragten lügen oder sozial erwünschtes Antwortverhalten zeigen,

sondern vielmehr darin, dass das Messinstrument ›Befragung‹ für derartige Problemstellungen eher nicht geeignet und relativ ungenau ist.« (Ebd.)

Als Alternative zu konventionellen Operationalisierungen bieten sich »ökologische« Messverfahren (vgl. Diekmann/Preisendörfer 2001: 106f.) an. Hierbei werden nicht die Wahl einer vermeintlich ökologischen Handlung, sondern die ökologischen Auswirkungen der (alltäglichen) Verhaltensweisen ins Zentrum gestellt. Ein bekanntes Beispiel hierfür stellt der sogenannte ökologische Fußabdruck (vgl. Global Footprint Network o.J.). Ein anderes Beispiel sind CO₂-Messungen, bzw. Messungen der CO₂-Äquivalente, wie sie auch in dieser Untersuchung zur Anwendung kommen (vgl. Kapitel 14). Hinsichtlich der Frage nach der Nachhaltigkeit einer Praxis oder einer Lebensführung bietet eine solche Operationalisierung deutliche Vorteile, da hinsichtlich Fragen der Nachhaltigkeit weniger die Intention des Verhaltens, als vielmehr seine konkreten ökologischen Auswirkungen – also ihr »Impact« (Moser/Kleinhückelkotten 2017: 629) – von Bedeutung sind.

Viertens erweist sich schließlich im Kontext des Nachhaltigkeitsdiskurses die alleinige Fokussierung auf umweltbewusstes, respektive umweltverträgliches, Verhalten als problematisch. Im Sinne des integrativen Anspruchs des Nachhaltigkeitskonzeptes, die ökologische und die soziale Frage zu verbinden, greift eine reine Fokussierung auf die ökologische Dimension zu kurz (vgl. Kapitel 6.1). Vielmehr erscheint eine Berücksichtigung sozialer Fragen und ihre konzeptionelle Integration von Beginn an zwingend erforderlich. Dies führt dazu, dass nicht nur die ökologischen, sondern auch die sozialen Folgen des Verhaltens, der Praxis, der Lebensführung mit in dem Blick genommen werden müssen, wenn die alltägliche Ebene einer sozial-ökologischen Transformation untersucht wird.

Angesichts der konzeptionellen Probleme der Umweltbewusstseins- und Umweltverhaltensforschung, der weiter drängenden sozial-ökologischen Krisen und des Ausbleibens signifikanter Reduktionen der ökologischen und sozialen Folgen unserer Lebensweise seit Beginn der wissenschaftlichen und politischen Beschäftigung mit dem Thema wird deutlich, dass eine alternative Konzeption nachhaltiger Alltagspraxis dringend erforderlich ist, die in der Lage ist ihre Bedingungen offenzulegen und die Widerstandsfähigkeit nicht-nachhaltiger Praktiken zu erklären (vgl. auch Wendt/Görgen 2017: 117ff.). Dementsprechend sind neue Ansätze notwendig, die zum Verständnis der Entstehungsbedingungen nachhaltiger Verhaltensweisen, aber auch nachhaltiger Lebensführung, nachhaltiger Systeme und infrastrukturellen Arrangements beitragen können. Mit ihrer Hilfe wäre es möglich, die stark individualistische Fokussierung auf die als aufgeklärt und mündig konzeptualisierten Konsument*innen als zentrale Agent*innen des Wandels und somit auch die Überforderung des Individuums durch die ständige Forderung nach

moralischem Konsum zu überwinden und Verantwortlichkeiten neu zuzuweisen (vgl. Grunwald 2018: 426ff., Wendt/Görgen 2018: 62).¹⁴

7.2 Nachhaltige soziale Praxis

Einen möglichen Ansatzpunkt für sozialwissenschaftliche Analysen, die auf die Engführungen der ABC-Ansätze¹⁵ reagieren, bieten praxistheoretische Theorien, die in den letzten Jahren verstärkt in Umweltsoziologie und Nachhaltigkeitsforschung eingebracht werden (vgl. z.B. Spaargaren 2003, Brand 2011, Shove/Spurling 2013a, Jonas 2016, Boddenberg 2018, Hasenfratz 2018, Görgen 2020). Sie zielen darauf ab, den Gegensatz von handlungs- und strukturtheoretischen Ansätzen zu überwinden, indem sie sozialen Praktiken – verstanden als ein »typisiertes, routiniertes und sozial »verstehbares« Bündel von Aktivitäten« (Reckwitz 2003: 289) – zum Ausgangspunkt ihrer Analyse machen (vgl. Giddens 1986, siehe auch Kapitel 10.2.1). Der entscheidende Vorteil praxistheoretischer Ansätze besteht darin, dass sie in der Lage sind,

»aufzuzeigen, wie unerwünschte, umweltrelevante Dimensionen gesellschaftlicher Aktivitäten in sozio-materielle Praxiskonfigurationen eingebunden sind, wie sich die verschiedenen Praxiselemente zu bestimmten Praxisgefügen verknüpfen, welchen Entwicklungsdynamiken sie unterliegen – und wie diese Gefüge ggf. entkoppelt und neu arrangiert werden können« (Brand, K.W. 2014: 174).

Auf diese Weise eröffnen sie eine große Bandbreite an neuen Fragen und Perspektiven, die bezüglich einer nachhaltigen Lebensführung verhandelt werden können. Die meisten praxistheoretischen Untersuchungen im Bereich der Nachhaltigkeit konzentrieren sich auf Fragen des nachhaltigen Konsums (vgl. z.B. Shove 2003, Spaargaren 2011, Warde/Southern 2012, Shove 2012, Shove/Spurling 2013b, Jonas 2016). Dies ist darauf zurückzuführen, dass für eine Anpassung an die durch den Klimawandel entstehenden Erfordernisse auch neue Muster des Konsums und des

14 Ganz ähnlich argumentieren auch Bernd Sommer und Harald Welzer im Anschluss an Norbert Elias: »Die Transformation [...] kulturell-mentaler Formationen ist allenfalls in einem sehr schmalen Ausschnitt eine Aufgabe kognitiver Bearbeitung; da sie aus vorwiegend unbewussten Praktiken, Routinen, Gewohnheiten, Wahrnehmungsmustern etc. bestehen, muss ihre Veränderung vor allem praktisch vorgenommen werden [...]. Ein Verlassen des konsumistischen Pfades beim Verhalten und Empfinden kann also nicht einfach postuliert oder durch moralische Appelle eingefordert werden, sondern nur – dies lehren uns Elias' Untersuchungen zur Interdependenz von Sozio- und Psychogenese – im Zusammenhang mit der Etablierung neuer Sozialstrukturen gelingen« (Sommer/Welzer 2014: 106).

15 Zur Erinnerung: ABC steht für die Begriffe Attitude, Behaviour und Choice, also für die Modelle der Umweltbewusstseins- Umweltverhaltensforschung, die immer wieder kritisiert werden (vgl. Shove 2010, Kapitel 1).

alltäglichen Lebens notwendig sind: [T]he challenge is one of imagining and realising versions of normal life that fit within the envelope of sustainability and that are resilient, adaptable and fair.« (Shove/Spurling 2013b: 1)

Aus konsumsoziologischer Perspektive lassen sich mit Alan Warde und Dale Southerton (vgl. 2012: 5f.) fünf zentrale Kritikpunkte am ABC-Modell und der damit verbundenen Vorstellung souveräner Konsument*innen, die rationale Konsumentscheidungen treffen, identifizieren: *Erstens* werde hier Konsum meist mit Kauf gleichgesetzt und die Bedeutung der Nutzung von Gütern vernachlässigt. Würde diese berücksichtigt, so werde deutlich, dass Konsum nicht ein besonderer Kauf(akt) ist, sondern als ein integraler Bestandteil des Alltags und allgemein als die Benutzung von Gütern zur Realisierung alltäglicher sozialer Praktiken definiert werden kann. *Zweitens* ließe sich feststellen, dass Entscheidungen nicht allein persönliche Angelegenheiten sind. Vielmehr zeige sich, dass Menschen den sozialen Normen der Gruppen folgen, mit denen sie verbunden sind, und dass diese stark hinsichtlich dessen variierten, was als wertvoll und begehrenswert eingeschätzt wird. Auf diese Weise rückt die Bedeutung der Bezugsgruppe in den Blick. Da Menschen in modernen Gesellschaften in verschiedene Bezugsgruppen eingebunden sind, sei davon auszugehen – so Warde und Southerton weiter –, dass ihr Verhalten in unterschiedlichen sozialen Bezügen variiert, da sie mit unterschiedlichen Normen und Anforderungen konfrontiert sind. *Drittens* seien Entscheidungen nicht unabhängig voneinander, sondern hätten einen sequenziellen Charakter. Vorherige Entscheidungen beeinflussten nachfolgende, indem sie Möglichkeitsräume eröffnen und verschließen. *Viertens* würden viele Güter immer wieder benötigt (etwa Lebensmittel oder Benzin) und einmal getroffene Entscheidungen nicht bei jedem Einkauf hinterfragt. *Fünftens* werde schließlich die Bedeutung der überlegten Abwägung überschätzt. Viele Produkte würden genutzt, ohne sich darüber Gedanken zu machen – etwa Wasser oder Elektrizität. Auch würden viele Entscheidungen hinsichtlich unseres Konsums von anderen – etwa in Restaurants oder Kantinen – getroffen, ohne dass wir darauf direkten Einfluss haben (vgl. ebd.: 5f.). Diese Kritikpunkte verweisen auf die Bedeutung von Gewohnheiten und die Überschätzung der Relevanz von rationalen Entscheidungen in der bisherigen Literatur zum (nachhaltigen) Konsum. Dabei ist es Warde und Southerton zufolge wichtig zu berücksichtigen, dass sich Gewohnheiten keineswegs nur durch Reproduktion auszeichnen, sondern vielmehr immer auch ein kreatives Moment und die Chance einer Veränderung beinhalten, worauf schon pragmatistische Theoretiker*innen wie Hans Joas hingewiesen hätten (vgl. ebd.: 13). Theorien sozialer Praktiken böten eine wichtige intellektuelle Ressource um auf diese Engführungen zu reagieren und zu verstehen, welche sozialen, institutionellen und infrastrukturellen Bedingungen für nachhaltige Konsummuster notwendig sind. Sie betonten dabei die »external affordances and constraints of technologies and infrastructures

which ineluctably steer competent behavior into predictable and repeated procedures« (ebd.: 14).

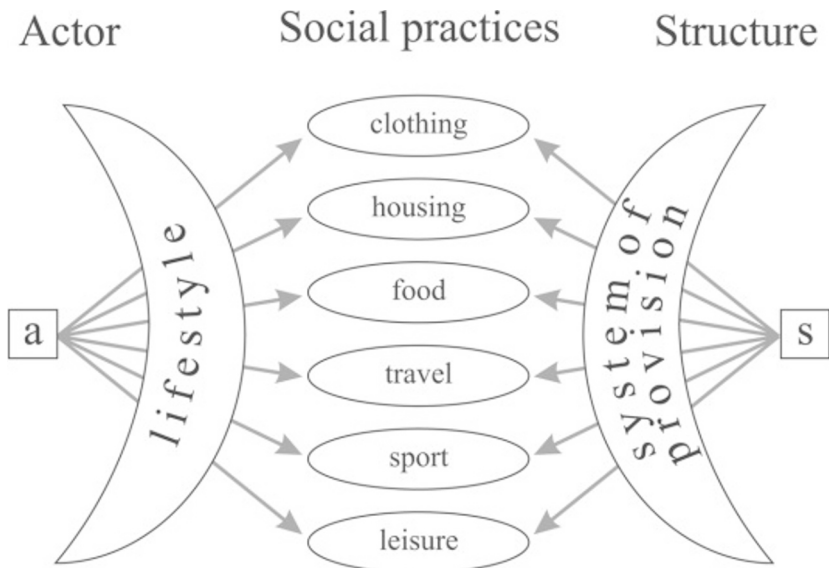
Im Zentrum der praxistheoretischen Forschungen standen zunächst einzelne Konsumpraktiken oder Gruppen von Praktiken, deren historische Entwicklung nachgezeichnet wurde (vgl. z.B. Shove 2003, Brunner et al. 2007, Hui 2013, McHardy 2013, Shove/Spurling 2013b, Warde 2013). So zeigt Shove (vgl. 2003) beispielsweise, wie sich nicht-nachhaltige, energieintensive Alltagspraktiken, in den Bereichen Komfort, Sauberkeit und Bequemlichkeit (Convenience) im Laufe der Zeit etablieren und entwickeln. Sie legt dar, welche Rolle Normalisierungsprozesse spielen, die sich in veränderten sozialen Konventionen, aber auch in veränderten (Bau-)Standards und neuen sozio-materiellen Arrangements niederschlagen. Diese Prozesse sind oftmals mit der Einführung neuer Technologien und Artefakte verbunden, hängen darüber hinaus aber auch mit gesellschaftlichen Zeitrhythmen und materiellen Infrastrukturen zusammen (vgl. ebd.: 65ff., 171ff.). Dabei wird deutlich, wie tief ressourcenintensive, nicht-nachhaltige Praktiken und Lebensstile heute in die sozio-materiellen Infrastrukturen der Gesellschaft verankert sind. Für eine sozial-ökologische Transformation ist dementsprechend eine radikale Neudefinition dessen notwendig, was in westlichen Gesellschaften als normal gilt (vgl. auch Shove/Spurling 2013b: 2).

Auch Gert Spaargaren (vgl. 2003: 691) betont die Bedeutung des Kontextes für nachhaltigen Konsum. In Abgrenzung zum ABC-Modell entwirft er ein Konsummodell, in dem sozial geteilte Praktiken zwischen den Lebensstilen von Akteuren (*lifestyle*) und dem Versorgungssystem einer Gesellschaft (*system of provision*) vermitteln (vgl. Abbildung 4). Dadurch werden soziale Strukturen nicht mehr nur als externe Variable behandelt, sondern direkt in Analyse eingebettet.

Mithilfe des Modells lässt sich das Wechselverhältnis zwischen nachhaltigen Praktiken und materiellen Infrastrukturen genauer aufschlüsseln. So wird deutlich, dass etwa die Möglichkeiten nachhaltiger zu konsumieren stark von der Verfügbarkeit ökologischer Alternativen abhängig ist, etwa beim Bezug von Strom, beim Heizen, beim Wasserbezug oder bei der Müllentsorgung. Individuen haben schlicht keine Möglichkeit Ökostrom zu konsumieren, wenn dieser nicht von den Versorgungsgesellschaften, ob nun staatlich, privatwirtschaftlich oder kommunal organisiert, angeboten wird (vgl. ebd.: 691f.). Somit ist das Verhältnis zwischen Konsument*innen und Anbieter*innen zu einem großen Teil durch technologische und infrastrukturelle Gegebenheiten prädisponiert, ohne jedoch determiniert zu sein (vgl. ebd.: 693). Gibt es nur einen Anbieter oder ist es möglich zu wählen? Ist der*die Konsument*in reine*r Empfänger*in von Versorgungsleistungen oder kann er*sie auch als Produzent*in auftreten, indem er*sie etwa Solarstrom in das Netz einspeist (sogenanntes Prosuming¹⁶)? Zugleich zeigt Spaargaren, dass

16 Zum Begriff des Prosumings, bzw. des Prosumenten vgl. Hellmann 2010: 16ff.

Abbildung 4: Das Modell sozialer Praktiken von Spaargaren (2003: 689)



eine stärkere Liberalisierung des Strommarktes auch dazu führt, dass sich unterschiedliche Lebensstilgruppen herausbilden, die sich durch differente Konsummuster auszeichnen und somit wiederum auf die Strukturen zurückwirken (ebd.: 694f.). Er schließt daraus:

»the ecological modernization within networks of utility provision is to a great extent carried by and dependent on technological innovations, but these innovations are socially variable in the sense that social relations are not determined by sustainable technologies« (ebd.: 693).

Überträgt man diese Überlegungen auf andere Lebensbereiche, so lässt sich feststellen, dass die Möglichkeiten nachhaltigen Konsums und nachhaltiger Praxis im Allgemeinen in unterschiedlichen Lebensbereichen variieren, was unter anderem auf das mehr oder weniger ausgeprägte Angebot von ökologischen Alternativen und deren Zugänglichkeit in den jeweiligen Lebensbereichen zurückzuführen ist. Hier spielen auch (öffentliche) materielle Infrastrukturen eine wichtige Rolle. So zeigt Matt Watson (vgl. 2013: 126ff.), dass die Praktik des Fahrradfahrens nur dann dauerhaft etabliert werden kann, wenn die (urbane und ländliche) Infrastruktur umgestaltet und von ihrer Fixierung auf automobile Mobilitätsformen gelöst wird. Und auch Harold Wilhite (vgl. 2012: 92ff.) verweist darauf, wie materielle Artefakte Gewohnheiten und soziale Praktiken prägen, indem er zeigt, wie Praktiken

durch Veränderungen in der materiellen Umwelt strukturiert werden. Warde und Southerton (2012: 19) bringen dies trefflich auf den Punkt: »A building built for air conditioning cannot be lived in without it.«

Spaargaren verdeutlicht, wie die Wechselwirkung zwischen Praktiken, Lebensstilen und Strukturen konzeptualisiert werden kann. Zugleich unterschätzt eine solche, sehr stark technisch ausgerichtete Perspektive jedoch die komplexen Wechselwirkungen in der Lebensführung und ihre Bedeutung für eine sozial-ökologische Transformation, indem sie sich vor allem auf das Verhältnis von Angebot und Konsum fokussiert. Da Spaargaren sich am Konzept der ökologischen Modernisierung orientiert, konzentriert er sich darüber hinaus auf marktvermittelte Konsumpraktiken wie den Erwerb von Strom oder Wärme. Aus dem Blick gerät dabei die Bedeutung der tatsächlichen Verbrauchspraktiken, die überhaupt erst die Quelle für die Nachfrage nach Energie bilden (vgl. Shove 2018: 784). So können etwa (gemeinsame) Suffizienzpraktiken eine große Rolle für eine nachhaltige Entwicklung spielen, indem sie den absoluten Energie- und Ressourcenbedarf begrenzen (vgl. Paech 2012: 143ff.).

Ein weiteres gutes Beispiel für die Potenziale praxistheoretischer Perspektiven hinsichtlich einer nachhaltigen Entwicklung findet sich bei Michael Jonas (vgl. 2016). In seiner praxistheoretischen Kritik des Zusammenhangs von Nachhaltigkeit und Konsum zeigt er anhand der Praktik des Einkaufens im Supermarkt wie stark diese mit anderen konsumintensivierenden Praktiken verwoben und durch Regeln strukturiert ist. Diese sind gerade nicht darauf ausgerichtet, die Reflexion der Kunden anzuregen und sie in ihrer Autonomie zu stärken, sondern vielmehr Routinisierungsprozesse anzustoßen und auf diese Weise das Kaufverhalten zu beeinflussen (vgl. ebd.: 352). Zentrale Aspekte sind dabei etwa die Positionierung der Produkte im Regal, die Relevanz des Verkaufsortes, die symbolischen Aufladungen der Produkte sowie der Einfluss von sogenannten »Voreinstellungen« wie etwa Mengenrabatten (ebd.: 353). Aus praxistheoretischer Perspektive lässt sich somit schlussfolgern, dass Ein- und Verkaufspraktiken nicht nur von den Verbraucher*innen abhängen, »sondern unmittelbar und mittelbar auch durch eine Vielzahl weiterer Akteure (etwa des Supermarktes, des Marketing usw.) und Aktivitäten in den davorliegenden Wertschöpfungsschritten konstituiert werden« (ebd.).

Jonas unterscheidet in der Folge zwei Formen von Regeln der Konsumintensivierung, die Praktiken des Einkaufens beeinflussen und von rechtlichen Geboten, über Richtlinien und Zertifizierungen bis hin zu Ratschlägen reichen: Regeln des Verdunkelns und des Abkoppeln sowie Regeln des Hervorhebens (vgl. ebd.: 353f.). Erstere sind darauf ausgerichtet, »Produkte als selbstverständliche Gegebenheiten zu inszenieren« (ebd.) und auf diese Weise ihre Produktionsbedingungen und die damit verbundenen negativen sozialen und ökologischen Externalitäten zu verschleiern. Letztere dienen dazu, Kund*innen zu suggerieren, sie könnten autonom auswählen und handeln, dass Preise rein marktförmig zustande gekommen seien

und Produktmarken eine hohe Qualität garantieren würden (vgl. ebd.: 353). Diese Regeln gelten nicht nur für konventionelle Formen des Einkaufens, sondern überwiegend auch für Praktiken des sogenannten »moral consumerism«, wie etwa dem Einkauf von Bio- oder Fair-Trade Produkten, die oftmals als goldener Weg in Richtung Nachhaltigkeit beschrieben werden (vgl. ebd.: 355f.). Aus diesem Grund sind Praktiken des fairen Handelns Jonas zufolge nur sehr bedingt als wirklich nachhaltige Konsumpraktiken aufzufassen:

»Auch wenn [Fair-Trade Praktiken] sich in einigen zentralen Aspekten eindeutig von den vorherrschenden Praktiken marktwirtschaftlich vermittelter Konsumtionsintensivierung unterscheiden, führt ihre Ausübung allein keineswegs zu einem radikalen Wandel konsumtiver Aneignungs- und Verwendungspraktiken, wie er im Nachhaltigkeitsdiskurs eingefordert wird oder gar als schon eingeleitet angesehen wird. Von einer Durchsetzung moralisierter Märkte und citizen consumers auszugehen, ist deshalb nicht verfrüht, sondern grundsätzlich falsch.« (Ebd.: 356f.)

Jonas zufolge basieren wirklich nachhaltigkeitsorientierte Praktiken vielmehr auf einer »prinzipiellen Infragestellung marktförmig regulierter Konsumtion« (ebd.: 358). Auch sein Argument unterstreicht somit die Bedeutung suffizienzorientierter Praktiken und der damit verbundenen absoluten Reduktion von Konsum für eine sozial-ökologische Transformation. Hierfür sei jedoch eine grundlegende Veränderung der sozio-materiellen Konsuminfrastruktur moderner Gesellschaften notwendig (vgl. ebd.: 360). Außerdem ist festzustellen, dass es strenggenommen keine absolut nachhaltigen Konsumpraktiken gibt, da Konsum immer Teil unterschiedlicher Praktikenbündel ist, die letztlich Verbrauch und Ressourcenumsatz generieren (vgl. ebd.: 347, siehe auch Warde 2005: 137).

Darüber hinaus verweisen die Arbeiten von Jonas auf einen weiteren wichtigen Aspekt bisheriger vermeintlich nachhaltiger Praktiken, nämlich die Tatsache, dass es sich oftmals weniger um genuin neue Praktiken, sondern vielmehr um *nachhaltigere Formen bestehender alltäglicher Praktiken* handelt. Das Ausmaß der Variation kann dabei unterschiedlich sein. So wäre etwa der Einkauf von biologischen und/oder fair gehandelten Produkten eine nur marginale Variation der alltäglichen Praktik des Einkaufens, da die Grundzüge der Praktik bestehen bleiben. Es handelt sich weiterhin um einen Tausch von Geld gegen Waren, der in einem (oftmals sogar demselben) Geschäft stattfindet. Die Hauptbedeutung besteht weiterhin darin, Lebensmittel zu beschaffen und auch die notwendigen Kompetenzen gleichen sich, etwa das Wissen um Orte, Normen und Verhaltenskodizes im Geschäft. Eine stärkere Variation besteht in alternativen Formen der Beschaffung von Konsumgütern, z.B. dem Food-Sharing. Hier verändern sich bereits einige zentrale »Elemente« (Shove et al. 2012: 14) der Praktik. So unterscheiden sich unter anderem die notwendigen Kompetenzen und Materialien stärker. Dennoch ist die Praktik

immer noch sehr stark an die Logik etablierter Einkaufspraktiken gebunden, nicht zuletzt deshalb, da oftmals nur ein Teil der Lebensmittel über alternative Formen der Beschaffung akquiriert werden können und somit die alltägliche Praktik des Einkaufens nur teilweise substituiert werden kann.

Schließlich rücken an dieser Stelle auch Fragen der Macht und der sozialen Ungleichheit in den Blick. Während ökologisch-sensible bürgerliche Milieus, die sich durch einen hohen Bildungsgrad, ein relativ hohes Einkommen und auch ein hohes Umweltbewusstsein auszeichnen (Neckel 2018b: 60ff., BMUB/UBA 2015: 77), in öffentlichen Debatten oftmals als Umwelt-Avantgarde gekennzeichnet werden, da bei Ihnen auch ein höheres Maß Praktiken des »moral consumerisms« beobachtet werden kann, zeigen empirische Analysen zu Umweltverbräuchen, dass sich der Lebensstil dieser Milieus oftmals durch einen deutlich überdurchschnittlichen Ressourcenverbrauch auszeichnet (vgl. Neckel 2018b: 67). Gleichzeitig zeigt sich, dass diejenigen Ernährungsstile die geringsten ökologischen Auswirkungen haben, »die vor allem von älteren Menschen praktiziert werden und in denen explizit ökologische oder nachhaltige Werthaltungen keine große Rolle spielen« (vgl. Jonas 2016: 350). In diesem Sinne dienen vermeintlich nachhaltige Einkaufspraktiken weniger dem Ziel einer sozial-ökologischen Transformation als vielmehr der sozialen Distinktion spezifischer Milieus (vgl. auch Neckel 2018b: 70ff.). Auch wird die Frage virulent, wer auf eine notwendige Veränderung der sozio-materiellen Infrastrukturen einwirken kann und welche Interessen- und Machtkonstellationen dem entgegenstehen (vgl. Wendt/Görgen 2018: 61f.). Denn es ist davon auszugehen, dass eine grundlegende Veränderung von Produktions- und Konsumtionsmustern moderner Gesellschaften nicht nur Gewinner*innen, sondern immer auch Verlierer*innen produziert.

Es wird deutlich, dass praxistheoretische Untersuchungen auf mehrere der Engführungen der bisherigen umweltsoziologischen Forschung zu nachhaltigen Verhaltensweisen reagieren: Zum einen berücksichtigen sie die Tatsache, dass der ganz überwiegende Teil unseres Alltagsverhaltens eben nicht auf rationalen Entscheidungen beruht, wie die sozial-psychologischen und handlungstheoretischen Modelle der Umweltverhaltensforschung implizieren, sondern vielmehr routiniert abläuft und stark auf implizitem Wissen und praktischem Sinn und Bewusstsein beruht (vgl. Warde/Southerton 2012: 9). Entsprechend ist es für die Nachhaltigkeitsforschung zentral, einen stärkeren Fokus auf Routinen und Gewohnheiten zu legen, einen Modus des Tuns, der von klassischen Modellen nicht oder nur unzureichend berücksichtigt wurde (vgl. ebd.: 2) und auf diese Weise stärker zusammenhängende Sequenzen des Tuns in den Blick zu nehmen, anstatt einzelne Akte zu betrachten (vgl. ebd.: 13).

Darüber hinaus verdeutlichen sie, dass Praktiken sozial strukturiert und oftmals kollektiv sind und eben nicht rein individuell, was zu einer theoretischen Dezentrierung des Individuums führt. Entsprechend postulierte Geert Spaargaren

schon 2003: »[T]he social practice model implies the end of the individual as the central unit of analysis.« (ebd.: 689) Hier ließe sich unter anderem auch an die Arbeiten von Pierre Bourdieu ([1979] 2013: 277ff.) anschließen, der mit seinem Konzept des Habitus auf die soziale Strukturiertheit, aber auch die strukturierende Wirkung gesellschaftlicher Praxis verweist. Sobald das Konzept aus einer rein klassenbezogenen Perspektive gelöst wird, ermöglicht es zu zeigen, warum Menschen, die aus ähnlichen sozialen Verhältnissen kommen, sich auf ähnliche Weise verhalten, indem es einen Zugang zu den erlernten und verkörperten Dispositionen bietet, die unser Verhalten strukturieren (vgl. Warde/Southern 2012: 11).

Drittens verweisen praxistheoretische Forschungen auf die Relevanz der sozio-materiellen Infrastrukturen und sozio-technischen Systeme (vgl. z.B. Cass et al. 2018, Shove 2016, Shove et al. 2015) und reagieren damit auf die Kontextvergessenheit der bisherigen Forschung wie die Beispiele der Stromversorgung, des Fahrradfahrens und der Klimatisierung von Gebäuden zeigen. Viertens und damit verbunden reflektieren sie schließlich die Bedeutung von Materialitäten – sowohl sozialisierter Körper als auch materieller Artefakte – für das soziale Geschehen (vgl. Reckwitz 2003: 290f., Shove et al. 2012: 9).

Eine zentrale Fragestellung für die Nachhaltigkeitsforschung aus praxistheoretischer Perspektive, die noch nicht abschließend geklärt ist, ist die nach den Bedingungen, unter denen Menschen nachhaltige Praktiken realisieren und wie sie diese in ihren Alltag integrieren. Hierfür ist es wichtig, nicht nur einzelne Praktiken, sondern vielmehr die ganze Bandbreite alltäglicher Verhaltensweisen im Rahmen der Lebensführung in den Blick zu nehmen, um auf diese Weise Wechselwirkungen zwischen den Praktiken und ihre Einbettung in sozio-materielle Strukturen zu berücksichtigen. Wie Praktiken im Rahmen der Lebensführung von Individuen und Gruppen zusammenhängen, wurde aus praxistheoretischer Perspektive jedoch bislang nur selten systematisch untersucht. Erste Ansätze hierzu finden sich in den Forschungen zur nachhaltigen Lebensführung, die im nächsten Abschnitt dargestellt werden.

7.3 Nachhaltige Lebensführung

Im Unterschied zu den Konzepten der Lebensweise und des Lebensstils wurde auf das soziologische Konzept der Lebensführung, das ursprünglich auf Max Weber zurückgeht und seit Ende der 1980er Jahre in München von einer Forschergruppe um G. Günther Voß, Karin Jurczyk, Margit Wehrich und Werner Kudera unter dem Begriff der »alltägliche Lebensführung« weiterentwickelt wurde (vgl. Projektgruppe »Alltägliche Lebensführung« 1995, Voß/Wehrich 2001, Jurczyk et al. 2016, Jochum et al. 2020), in der Nachhaltigkeitsforschung bislang nur selten Bezug genommen (vgl. Littig 2017: 4, Rink 2002: 46, Scholl/Hage 2004: 28). Zugleich werden dem Lebensführungsansatz aber vielfältige Potenziale für die Nachhaltigkeitsfor-

schung attestiert, da er in der Lage ist, eine ganzheitliche Perspektive auf das Leben von Individuen und Haushalten zu entwerfen. Hierfür sei es jedoch notwendig, den Ansatz systematisch mit ökologischen und nachhaltigkeitsbezogenen Fragestellungen zu verknüpfen, was bislang nur unzureichend geschehen ist (vgl. Rink 2002: 47). Unter alltäglicher Lebensführung wird üblicherweise

»ein Prozess verstanden, bei dem die Individuen die in ihren verschiedenen Lebensbereichen (Erwerbsarbeit, Familie, Freizeit, Schule etc.) auferlegten Verhaltenszumutungen im Rahmen bestimmter Voraussetzungen (Wohnverhältnisse, Einkommen etc.) in Bezug auf ihre eigenen Interessen sowie ihres sozialen Umfeldes (Familie, Freunde, Nachbarn etc.) in spezifischen Arrangements ausbalancieren« (Littig 2017: 4).

Auf diese Weise kommt die ganze Breite des alltäglichen Lebens in den Blick (vgl. Voß 1995: 30). Eine erste Verbindung von alltäglicher Lebensführung und Nachhaltigkeit findet sich in den Arbeiten von Eckart Hildebrandt (vgl. 1997, 2000a, 2000b). Nachhaltige Lebensführung wird dabei überwiegend als reflexive Lebensführung beschrieben, die auf die individuellen Organisationsleistungen von Subjekten zurückzuführen ist (vgl. Hildebrandt 1997: 246ff.). In diesem Rahmen erscheinen die Anforderungen der Nachhaltigkeit vor allem als erhebliche »Zusatzbelastungen der alltäglichen Lebensführung« (Hildebrandt 2000a: 214). In Form eines »nachsorgenden Umweltschutzes« (Hildebrandt 2000b: 271), der die Verantwortung vor allem an die einzelnen Individuen delegiert, erhöhen sie erstens die Lebenshaltungskosten für die Haushalte, zweitens verlangen sie eine gesteigerte persönliche Aufmerksamkeit für Umweltprobleme und drittens erfordert die Reduzierung von Umweltschäden einen erheblichen Aufwand an persönlichen Ressourcen – vor allem Zeit und Geld (vgl. ebd.). Diese Verantwortungszuschreibungen seien jedoch problematisch und führten nicht zu den gewünschten Ergebnissen. Vielmehr seien kommunale Rahmenbedingungen und Strukturen notwendig, die nachhaltigere Formen der Lebensführung anregen und zum Teil überhaupt erst ermöglichen (vgl. ebd.: 306f.). Wie dies jedoch genau umgesetzt werden könnte und wie genau Rahmenbedingungen mit der alltäglichen Lebensführung interagieren, wird nicht untersucht. Auch hier zeigen sich somit die Grenzen einer Perspektive, die vor allem auf individuelle Werthaltungen als Ausgangspunkt für eine nachhaltige Lebensführung setzt.

Ein aktueller und systematischer Versuch der Verknüpfung von Lebensführung und Nachhaltigkeit erfolgte seit 2015 durch Beate Littig, Michaela Leitner und Kolleg*innen (vgl. Leitner et al. 2015, Leitner/Littig 2016, Littig 2017). Littig argumentiert, ähnlich wie schon Dieter Rink (vgl. 2002), dass eine Verbindung des Konzepts der alltäglichen Lebensführung mit Fragen der sozial-ökologischen Transformation eine Vielzahl von Potenzialen biete, da es unter anderem in der Lage sei, den »Blick auf das ›Ganze des Lebens‹« (Littig 2017: 11) zu richten. Für eine solche Ver-

knüpfung sei jedoch zunächst eine praxistheoretische Erweiterung notwendig, wie sie auch in dieser Arbeit angestrebt wird (vgl. ebd.: 12 und Kapitel 10). Diese Notwendigkeit führt Littig auf das wenig elaborierte Praxisverständnis des Lebensführungsansatzes zurück. Dies sei auch ein Grund dafür, wieso sozial-ökologische Fragestellungen, wie die Bedeutung der materiellen Basis und die Nichtnachhaltigkeit bestehender alltäglicher Praktiken nur unzureichend thematisiert werden könnten (vgl. Littig 2017: 12). Anhand des bereits in Kapitel 2 erwähnten Forschungsprojekts zur alltäglichen Lebensführung in einem nachhaltigkeitsorientierten Wohnprojekt (vgl. Leitner/Littig 2016) verdeutlicht sie, wie eine Kombination von alltäglicher Lebensführung und Praxistheorien möglich ist. Dabei wird deutlich, dass alltägliche Praktiken nur in Ausnahmefällen auf »rationalen Abwägungen oder frei wählbaren Präferenzen« (Littig 2017: 14) beruhen. Vielmehr sind sie von sozio-materiellen Gegebenheiten, dominanten kollektiven Leitbildern sowie Belohnungs- und Bestrafungsmechanismen abhängig (vgl. ebd.). Ihre Arbeiten zeigen, wie fruchtbar eine Kombination des Konzeptes der alltäglichen Lebensführung mit praxistheoretischen Überlegungen für die Nachhaltigkeitsforschung sein kann. Zugleich sind sie jedoch weiter stark auf die Bedeutung der individuellen Koordinationsleistungen der Subjekte ausgerichtet (vgl. ebd.: 16). Diese Fokussierung ist aus praxistheoretischer Perspektive jedoch zu hinterfragen. Für diese Untersuchung erscheint es daher notwendig, noch einmal grundlegender zu diskutieren, wie gemeinschaftliche Lebensführung aus einer praxistheoretischen Perspektive reformuliert werden kann. Bevor dies geschieht werden jedoch noch einmal die zentralen Ergebnisse der normativ-theoretischen Sensibilisierung in diesem Teil der Untersuchung in einem Zwischenfazit dargestellt und mit den Fragestellungen der Untersuchung verknüpft.

8. Nachhaltigkeit und Lebensführung: Eine Zwischenbilanz

In diesem zweiten Teil der Untersuchung konnten – im Sinne einer normativ-theoretischen Sensibilisierung – viele Aspekte identifiziert werden, die für die Konzeption und Analyse nachhaltiger Lebensführung von zentraler Bedeutung sind. Es wurde deutlich, dass es sich bei Nachhaltigkeit und dem damit verbundenen Diskurs um eine sozial-ökologische Transformation um komplexe Phänomene handelt, die differenziert betrachtet werden müssen. Innerhalb des Diskurses ringen unterschiedliche Konzeptionen und Vorstellungen davon miteinander um Hegemonie, welche Ziele eine nachhaltige Entwicklung, bzw. eine sozial-ökologische Transformation verfolgen sollte, wie weitreichend die damit verbundenen Veränderungen sein müssen und welche Strategien am vielversprechendsten sind (vgl. Kapitel 5). Es ist somit notwendig, die Untersuchung nachhaltiger Lebensführung an die spezifischen normativen Prämissen des Leitbilds zurückzubinden, da an-